

Fuocoammare

DIE INSEL DER EINSAMKEIT

Bericht in der NZZ



Gianfranco Rosi's preisgekrönte Dokumentation über das Flüchtlingselend auf Lampedusa ist umstritten, verstörend – und faszinierend. Drastisch zeugt der Film von Europas moralischer Janusköpfigkeit.

Es könnte auf der pelagischen Insel Lampedusa eigentlich ruhig und idyllisch zugehen. Alte Herren gehen fischen, die Frauen kochen zu Hause Spaghetti, im Radio laufen schmalzige Lieder, die von Liebe und Sehnsucht der Seeleute erzählen. Dass jene Bilder einer geradezu verschlafenen langweiligen Harmonie nur die eine Hälfte der Wahrheit bilden, zeigt Gianfranco Rosi in seiner bei der diesjährigen Berlinale mit dem Goldenen Bären prämierten Dokumentation «Fuocoammare». Während ein Teil der Insulaner ungestört den kleinen Dingen des Lebens nachgeht, spielen sich nicht weit entfernt auf hoher See bitterste Existenzkämpfe ab. Das Mittelmeer wurde zum Friedhof Tausender von Flüchtlingen, Lampedusa, dieses schmale Nadelöhr der Hoffnung, zum symbolischen Schmelztiegel eines zerrissenen und inhumanen Europa.

Die Ungestörtheit der Bewohner des italienischen Eilands liest sich wie eine Metapher auf die Blindheit des Westens. Kaum zu fassen, dass, wie Rosi durch und durch neorealistischer Blick offenbart, auf engstem Raum zwei völlig voneinander getrennte Wahrnehmungssphären entstehen können. Im Kontrast zur Seelenruhe steht die Verwaltung und Ordnung des Unglücks. Durch harte Schnitte lenkt der Regisseur unsere Aufmerksamkeit immer wieder auf das Lampedusa der nur knapp dem Tod Entronnenen. Er filmt

Flüchtlinge unmittelbar bei der Rettung durch die italienische Marine, setzt die von Leid geprägten Körper ins Bild. Wir sehen, wie ein dehydrierter junger Mann auf dem Schiff zuckend um sein Leben kämpft. Sogar vor Aufnahmen von Leichen im Unterdeck des Schlepperboots schreckt Rosi nicht zurück.

Raum zur Deutung

Inwiefern die ungeschönten Einstellungen dem Voyeurismus frönen oder einem aufklärerischen Zweck dienen, inwiefern die für die Aufnahmen nicht zuvor gefragten die Flüchtlinge entwürdigt werden – solche Fragen waren Gegenstand der Diskussionen auf der Berlinale. Diese Offenheit gibt selbstverständlich Raum zur Deutung und zeigt die moralische Crux auch in der Berichterstattung über die «Flüchtlingsschwelle» und das «Flüchtlingsproblem» auf. Denn unsere bilder- und nachrichtenübersättigte Gesellschaft kennt die durch Gewalt und Folter Vertriebenen inzwischen vor allem als anonyme Masse. Rosi lässt uns ein wenig näher an sie herankommen, spart jedoch mit jeglicher Empathie. Was man sich hätte wünschen können, wäre eine Kommentierung und Einordnung seitens des Regisseurs. Oft fühlt man sich in dieser Dokumentation alleingelassen und findet selbst schwerlich eine Position zum Geschehen.

Dennoch, die stummen Bilder wirken intensiv für sich. Nie wird man die Naheinstellung auf einen geretteten Mann vergessen, von dessen erstarrtem Auge eine einzige, blutgetränkte Träne hinabläuft. Meist werden die Überlebenden als Teil eines regulierten Verfahrens in Szene gesetzt: Aufnahme auf das Rettungsschiff, Versorgung bei Notfällen, Vergabe der goldglänzenden Wärmefolien, an Land dann erste Untersuchungen und die Erfassung der grundlegenden Personalien bis hin zur Überführung in die Auffanglager. Eine seelenlose und unterkühlte Administration der Katastrophe, die zum Normalzustand wurde.

Dort der verstörende Alltag, jenseits geregelter Korridore auf der Insel jener uns bekannte Alltag, zu dem der Zuschauer noch am ehesten einen Bezug aufbauen kann. Etwa zum zwölfjährigen Samuele, der schnell seekrank wird und seine Zeit mit dem Beschiessen von Kakteen und Vögeln mithilfe einer selbstgebauten Schleuder zubringt. Dass der Film bezeichnenderweise mit einer spielerischen Schusswaffengeste des Raufbolds endet, versteht sich wohl als eindrucksvolle Metapher für die gesamtgesellschaftliche Unterschätzung der Folgen von Terror und Zerstörung.

An scheinbaren Nebenorten und in kaum beachteten Kleinigkeiten das ganz Grundsätzliche zu versinnbildlichen, treibt Gianfranco Rosi an. Bereits in seinem am Filmfestival Venedig mit dem Goldenen Löwen ausgezeichneten Werk «Sacro GRA» (2013) widmete er sich den Schattenseiten des Schönen. Nicht das Rom der Paläste und prächtigen Strassen steht im Vordergrund, sondern dasjenige der Menschen, die im Umfeld des Autobahnringes leben: Prostituierte, ein verarmter Adliger, ein Gärtner. Entstanden ist ein Porträt des Alltags im Abseits, der dekorlosen Urbanität der Spätmoderne.

Überhaupt heisst das Projekt des Filmemachers: Entzauberung. Ohne zu verklären, gilt sein Blick der reinen Beobachtung. Doch allein das genügt schon, um uns die Illusion unserer hehren Reden von der Menschenwürde und den Idealen des europäischen Humanismus vor Augen zu führen. Dass es in «Fuocoammare» trotz all den schmerzvollen Bildern dennoch ebenso die Kehrseite zu sehen gibt, tut gut. Vor allem gebührt die Sympathie einem lampedusischen Arzt, der wohl sinnbildlich für das schlechte Gewissen des Westens einsteht. Sichtlich verzweifelt ob der vielen Umgekommenen, klagt er über die unmenschlichen Zustände und betont gleichsam seine uneingeschränkte Hilfsbereitschaft für die Flüchtlinge. Dass er einer geflüchteten Schwangeren in einer anderen Szene verkünden kann, dass ihr ungeborenes Baby gesund sei, mag als einer der wenigen Lichtmomente inmitten dieser tristen, stets wolkenverhangenen Welt erscheinen. Immerhin ein Stück Menschlichkeit.

Stumm und einsam

Ist also Rosis Werk der Film der Stunde? Vielleicht, denn er gibt im medialen Dauerrauschen über eine weltweite Massenmigration der Langsamkeit und Intensität der Wahrnehmung den Vorzug. Seine stets auf krasseste Gegensätze ausgerichtete Ästhetik mutet plakativ an, gibt allerdings Anlass zur weitergehenden Auseinandersetzung. Dies ist eben kein Kinobesuch, den man einfach abhakt. Vielmehr drängt er uns dazu, nicht sofort eine eigene Position zu beziehen. Ferner geht es darum, erst einmal die Situation zu überschauen. Die Dokumentation demonstriert, dass es jenseits der unzähligen, desensibilisierenden TV-Bilder von Flucht und Waffengewalt eine schlichtweg traurige Realität gibt. Sie erweist sich als stumm und einsam, geradezu ungeeignet für einen Film. Möglicherweise macht aber gerade dieser Widerspruch den Reiz von «Fuocoammare» aus.